

**Predigt am 16. Sonntag nach Trinitatis von Pfarrerin Daniela Dunkel über
2 Tim 1, 7-10**

Liebe Gemeinde,

als vor fast 20 Jahren, am 11. September 2001, die Anschläge von New York und Washington geschahen, war in den Tagen danach ein Satz immer wieder zu hören: Die Welt wird nicht mehr so sein, wie sie war. Nine Eleven bildet tatsächlich eine Zäsur, - für die Amerikaner deutlicher als für uns Europäer. Aber nun knapp 20 Jahre später wirkt dieser Einschnitt in seiner weltverändernden Wirkung fast harmlos angesichts der Corona-Pandemie. Der Wunsch der Menschen, in ihren vertrauten Alltag zurückzukehren, ist immens. Dennoch ist es durchaus möglich, dass wir in späteren Jahren die Zeit einteilen in eine Zeit vor Corona und in eine Zeit danach.

Und es ist nicht nur die Corona-Pandemie und ihre katastrophalen Folgen, die wir zurzeit noch gar nicht überschauen können. Die Welt wird wie in einer Art Zangenangriff auch von einer „anderen Seite“ bedroht: Die verheerenden Waldbrände in Teilen der Vereinigten Staaten sind genauso ein Hinweis auf das drängende Problem des Klimawandels wie die ausufernde Saison bedrohlicher Wirbelstürme. Es gab bis jetzt schon so viele Wirbelstürme, dass die Namen ausgehen.

Die Menschen reagieren ganz unterschiedlich auf diese Situation, auf das Empfinden, von allen Seiten bedrängt und in die Enge getrieben zu werden. Auf konstruktive Art und Weise, wie die Bewegungen „Fridays for Future“ und „Churches for Future“, die für den vergangenen Freitag zu einem globalen Aktionstag und Klimastreik aufgerufen haben. Oder auf eine mitfühlende Art und Weise, wie alle, die bereit sind, weitere Flüchtlinge aus dem abgebrannten Lager Moria aufzunehmen. Es gibt aber leider auch die gegenteilige Erfahrung: Nachlässigkeit wie beim Großteil der 15.000 „Maskenmuffel“, die in den Zügen innerhalb von fünf Tagen von der Polizei zum Tragen eines Mund-Nasenschutzes ermahnt werden mussten. Egoismus, der sich in privaten Feiern zeigt, die - wie zum Beispiel in der Stadt Hamm - zu Corona-Hotspots werden. Erschreckend auch die Zunahme von sog. Verschwörungsideologien, wie sie sich auf Demonstrationen gegen die Anti-Corona-Maßnahmen Gehör verschaffen. Der Ton wird rauer und manche schrecken auch vor Gewalt nicht zurück. Eine Entwicklung, die den Eindruck, von allen Seiten bedrängt zu werden, noch verstärkt.

Eine Situation vergleichbar mit den Lebensumständen der Christen in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts: Die erwartete Wiederkunft Christi hatte sich nicht eingestellt, die römische Staatsmacht reagierte zunehmend ablehnend und feindlich auf die neue religiöse Bewegung, die zeitweise blutig verfolgt wurde. In den christlichen Gemeinden traten immer häufiger Irrlehrer auf, die gegen die von den Aposteln überlieferte Lehre eigene Gedankengebäude errichteten. Wie sollte man in der feindlichen Umwelt überleben? Welcher Lehre sollte man folgen? Das können durchaus Fragen gewesen sein, die viele Christen damals umgetrieben haben. Eine Antwort darauf ist der zweite Brief an Timotheus, aus dem der Predigttext des heutigen Sonntags entnommen ist.

In der traditionellen Auslegung ist Paulus der Verfasser des Briefes. Er schreibt ihn aus seiner Haft in Rom und wendet sich direkt an Timotheus, seinem langjährigen Mitarbeiter, den Paulus über alles schätzte und der sich in der Gemeinde von Ephesus aufhielt. Die moderne Bibelwissenschaft kommt in der Mehrheit zu dem Schluss, dass der Brief nicht von Paulus direkt stammt, sondern von einem späteren Schüler, der den Brief in der Tradition des Paulus geschrieben hat. Ein eigenes Schreiben mit der Autorität eines anderen zu umgeben, war in der Antike nicht unüblich und galt auch nicht als Fälschung. Ob jetzt von Paulus aus dem Gefängnis geschrieben oder später verfasst, die Situation der Leserinnen und Leser wird ähnlich gewesen sein. Wie oben beschrieben: angefeindet, verunsichert, fragend.

Darauf reagiert der Verfasser. Direkt nach dem Eingangsgruß und einer Danksagung – also an zentraler Stelle – schreibt der Verfasser im ersten Kapitel:

Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. Darum schäme dich nicht des Zeugnisses von unserm Herrn noch meiner, der ich sein

Gefangener bin, sondern leide mit für das Evangelium in der Kraft Gottes. Er hat uns selig gemacht und berufen mit einem heiligen Ruf, nicht nach unsern Werken, sondern nach seinem Ratschluss und nach der Gnade, die uns gegeben ist in Christus Jesus vor der Zeit der Welt, jetzt aber offenbart ist durch die Erscheinung unseres Heilands Christus Jesus, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat durch das Evangelium.

Angst zu haben, ist – glaube ich – für jeden Menschen eine Qual. Dabei ist es gleichgültig, ob es die Angst um die Entwicklung des Klimas ist, die Angst um die Zukunft unseres Landes oder die private Angst um die eigene Gesundheit, um die Gesundheit lieber Menschen, um die Zukunft der Kinder oder um den Arbeitsplatz. Es kann auch die Angst sein, die nächsten Rechnungen nicht bezahlen zu können oder im Alter einsam zu sein. Und bei den meisten Menschen – glaube ich – die Angst vor dem Tod. Gott möchte nicht, dass die Menschen, seine geliebten Geschöpfe, Angst haben. Das zieht sich wie ein roter Faden durch das Evangelium. „Fürchte dich nicht ...“ – diese Worte der Engel finden sich immer wieder in der frohen Botschaft. Sie werden den Hirten gesagt, den Frauen am Grab, den Jüngern in der Begegnung mit dem Auferstandenen. Der Glaube an Gott, an seine Liebe und Gnade möchte und kann mir die Furcht im Leben nehmen. Doch wie geht das konkret? Was ist gemeint mit dem *Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit* – gerade dann, wenn ich mich fürchte?

Für mich persönlich bedeutet Kraft, am Glauben festzuhalten – gerade dann, wenn es schwierig ist. Paulus ermuntert Timotheus, das Evangelium zu verkünden – auch dann, wenn das Leiden bedeutet. Am Glauben festzuhalten heißt für mich auch, mich an Gottes Fürsorge, die ich erfahre habe, zu erinnern, wenn ich sie gerade nicht spüre. Darauf zu vertrauen, dass Gott es immer gut mit mir meint – auch dann, wenn ich die Wege, die er mich gerade gehen lässt, nicht verstehe. Mir hilft es dann, Ängste, Sorgen, Zweifel und Fragen laut im Gebet auszusprechen. Was in Worte gefasst ist, verliert ein wenig von seinem diffusen, oft ins maßlose wachsenden Schrecken. Beten im Vertrauen darauf, dass ich gehört werde. Im Vertrauen darauf, dass meine Ängste und Sorgen, wenn ich sie im Gebet ausspreche, nicht mehr meine Ängste alleine sind, sondern Gott sich ihrer annimmt. Kraft bedeutet für mich auch Geduld. Geduld zu haben mit Gottes Liebe, wie er Geduld hat mit meiner Schwäche.

Liebe in diesem Zusammenhang bedeutet für mich, zu versuchen, einmal von mir wegzusehen und den Nächsten in den Blick zu nehmen. Wenn ich zu viel um mich selbst kreise, wird mein Horizont sehr klein – und die Ängste um mich können sehr groß werden. Es geht nicht darum, den eigenen Kummer zu verneinen, es ist aber eben auch nicht der einzige Kummer der ganzen Welt. Es ist eine wunderschöne Erfahrung: Sich für den Nächsten einzusetzen, erleichtert. Alleine dadurch, weil ich nicht auf mich und meine Ängste fixiert bleibe. Und weil ich weiß, dass es Gott gefällt.

Besonnenheit ist vielleicht das, was wir momentan am dringendsten brauchen. Vor allem Reden und Handeln ruhig werden und nachdenken. Der Beter schreibt im Psalm 4 – ich lese es aus der Einheitsübersetzung, da es dort ein wenig klarer ist als bei Luther –: „*Ereifert ihr euch, so sündigt nicht! Bedenkt es auf eurem Lager und werdet stille.*“ (Psalm 4,5) Wenn doch nur die vielen, die sich in den letzten Wochen auf Demonstrationen geäußert haben, diesen Ratschlag befolgt hätten, wäre uns vielleicht viel an Radikalismus, der zurzeit unsere Gesellschaft gefährdet und mir auch Sorge macht, erspart geblieben. Doch Besonnenheit ist nicht nur eine Hilfe im Politischen, sondern auch im Privaten. Wenn ich mich in meine Angst hineinsteigere, dann ist es hilfreich – und sehr schwer – in Ruhe nachzudenken. Die Situation, die mich ängstigt, zu analysieren und über Auswege nachzudenken. Manche Felsbrocken werden dann zu kleinen Kieselsteinen. Und manche Felsbrocken bleiben Felsbrocken. Ich kann meine Angst nicht loswerden. Dann heißt für mich Besonnenheit, den nicht zu vergessen, der mir jede Angst nehmen kann: Gott. Versuchen wir Gott nicht so klein zu denken. Machen wir ihn klein, wächst uns die Angst über den Kopf.

Dass wir ihm vertrauen dürfen, davon schreibt Paulus an Timotheus. Gott ist uns gnädig und hat seine Gnade Mensch werden lassen in Jesus Christus, der sogar dem Tod die Macht genommen und uns ewiges Leben geschenkt hat. Seit der Auferstehung Jesu ist die Welt nicht mehr so, wie sie vorher gewesen ist. Seitdem haben wir eine Hoffnung, stärker als jede Angst und über den Tod hinaus. Ich spüre das nicht immer, aber ich kann immer wieder zu diesem Glauben zurückkehren, mich von Gott

zurückführen lassen in das Vertrauen auf ihn, damit ich lebe. Paulus schreibt im zweiten Brief an die Korinther im 4. Kapitel: „*Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.*“ Denn Gottes Geist ist stärker. Ihm trauen wir zu, dass er Furcht vertreiben und das Entscheidende im Leben schenken kann: *Kraft, Liebe und Besonnenheit*. Amen.